

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 1 (1858)

Artikel: Jugendgeschichte Ludwig Meyers von Knonau : Eine Selbsterzählung
Autor: Meyer von Knonau, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendgeschichte

Ludwig Meyer von Knonau.

Eine Selbsterzählung.



Früheste Zeit.

Ich wurde am 12. September 1769 zu Zürich geboren, und am folgenden Tage getauft, ohne daß die unverzögerte Luftveränderung mir, so weit ich davon berichtet bin, irgend einen Nachtheil brachte. Nach meinem Taufpathen, einem Großheim, der als Familienhaupt angesehen und als reicher, kinderloser Mann mit Aufmerksamkeit behandelt wurde, erhielt ich den Namen Ludwig, den auch mein väterlicher Großvater trug.

Im Frühling 1771 trat mein Vater die sechsjährige Verwaltung der Landvogtei Eglisau an, und in dem nun abgetragenen Schlosse, das am linken Rheinufer sich über die Brücke erhob, aus verschiedenen, mit einander verbundenen Gebäuden und einem uralten, aus Tuffstein erbauten, schwarzen, aber feierlich aussehenden Thurm bestand, richteten sich meine ersten, mit Bewußtsein verbundenen Blicke auf die belebte und leblose Natur. Noch könnte ich den Riß der durch eine schöne Wendel- und drei andere Treppen, die von einander unabhängig waren, verbundenen inneren Theile genau entwerfen. Einen ebenfalls gebliebenen Eindruck machten auf mich die Wirkungen der Theurung von 1771 und die daraus hervorgegangenen Scenen, wo von, wie aus einer Dämmerung, noch kenntliche Bilder übrig sind: von erwachsenen Menschen, noch mehr aber von

Kindern, die man speiste; von Ausheilungen; von Erzählungen, daß ältere Personen, vornehmlich aber Kinder, Kleien gegessen, daß sie halb und ganz faule Apfel aus den Bütten herausgeholt haben, in denen die Landleute Nahrung für die Schweine aufbehalten. Gleich Schatten schwaben mir noch ausgehungerte Gesichter aus einem Besuche zu Hüntwangen und Wasterkingen vor.

Das erste Ereigniß, dessen ich mich deutlich entsinne, ist der Tod eines Brüderchens, das im April 1772 starb. Ich erinnere mich seines Hinscheidens und aus welcher Stelle des Zimmers ich demselben aufmerksam zusah; aber nun schließt sich dieses Bild unmittelbar an dasjenige des Leichenbegängnisses, so daß es mir vorkommt, ich sei sogleich in den Vorsaal getreten, um das letztere zu betrachten. Solche Wahrnehmungen zeigen, wie vorsichtig man in der Beurtheilung älterer Erinnerungen, insbesondere solcher sein muß, die in die frühere Kindheit fallen. — Ein anderes Ereigniß, das im nachfolgenden Spätjahre sich zutrug, machte auf mich einen so tiefen, auf meine ganze Lebenszeit wirkenden Eindruck, daß ich seiner umständlich gedenken muß. An einem dunkeln Winterabend, als meine Eltern beisammen saßen, mein Vater las, meine Mutter strickte, und ich an ihrer Seite ein Bilderbuch beschaute, stürzte eine der Haushägde in das Zimmer mit den Worten: „Draußen im Hofe ist ein alter Herr, der einen bloßen Teigen unter dem Arme trägt. Er hat sein Pferd vor dem Schloßthor angebunden, und frägt nach dem Landvogte.“ Kaum hatte sie dieses ausgesprochen, als der Angekündigte in das Zim-

mer trat. Noch sehe ich den mir damals sehr alt scheinen- den Mann in einem grauen Rocke, mit großen Stiefeln und Stiefelmanschetten, die weit über die Knie hinaufreichten; vor allem aus überraschte mich der bloße Degen. So- gleich stand mein Vater auf, bewillkommte den Eingetrete- nen als Junker Landvogt, stellte ihm einen Stuhl hin, mit der Einladung, es sich bequem zu machen und seinen Degen in die nächste Ecke stellen zu lassen. Der Mann setzte sich, behielt aber seinen Degen immer gezogen und gürte auch die Scheide nicht los. Mit großer Lebhaftigkeit begann er von Gewaltthaten gegen seine Person, von treulosen Freun- den, von ungerechten Regierungen u. dgl. zu sprechen. Mehr als von irgend etwas anderm wurde ich aber dadurch über- rascht, daß er meinen Vater, den ich von allen andern Per- sonen mit Achtung behandeln und tituliren hörte, wieder- holt „Du“ nannte, indeß mein Vater immer mit „Sie“ antwortete; am meisten aber, als er plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug und meinem Vater zurief: „Jetzt bist Du noch ein ehrlicher Kerl, aber wenn Du einmal in den Rath kommst, so wirst Du ein *) werden, wie alle, die da meinen, es stehe Niemand über ihnen.“ Ich wurde nun bald zu Bette gebracht und vernahm des Mor- gens, während der Nacht seien auch die Nachgeschickten ein- getroffen und hätten den verrückten Mann am frühen Morgen wieder nach Zürich zurückgeführt. Es war der Vater des

*) Ein sehr derber Provinzialismus, der einen unzuverlässigen Men- schen bezeichnet.

rechtschaffenen nachherigen Statthalters und Obergerichtspräsidenten . . . Er hatte von 1762 bis 1768 die Landvogtstelle Eglisau verwaltet; während der letzten Jahre seines dortigen Aufenthaltes Spuren von Geisteszerrüttung bemerken lassen, die bald nach seiner Rückkehr nach Zürich in Wahnsinn überging, der nach lichten Zwischenräumen sich erneuerte und bisweilen in solche Tollheiten ausartete, daß das Wohl der Familie und die Sicherheit der Umgebungen eine genaue Aufsicht unerlässlich machten. Wie die meisten Verrückten sprach er neben tollem und grundlosem Zeuge auch treffende Wahrheiten aus, wovon ich achtzehn Jahre später, während einer halb hellen Viertelstunde seines Greisenalters, Zeuge war. Eine bedenkliche Sentenz, die ich als dreijähriges Kind angehört hatte, schrieb sich mit flammender Schrift in meine Seele, und wenn ich an die edelsten Republikaner Griechenlands und Roms, oder an ihre Lehren und Sentenzen dachte, so stellte sich in jedem wichtigen Momente meines Geschäftslebens auch mein Junker Landvogt neben sie, vornehmlich wenn es um übermüthigen oder selbstsüchtigen Missbrauch amtlicher Stellungen, um das Zudrücken der Augen gegen zweideutige oder unlautere Dinge, Begünstigungen u. dgl. zu thun war, oder wenn man anfing zu vergessen, daß man nicht aus eigener Autorität am Platze stehe u. s. f.

Meine Kindheit war sehr abgeschlossen; ich lebte beinahe nur unter erwachsenen Personen, mit denen ich gerne umging, indeß ich gegen Kinder, die ich nur selten sah, bei einer ersten Annäherung eine gewisse Schüchternheit empfand, die

gegen Knaben in Furchtsamkeit überging, während daß ich Mädchen gegenüber weniger verlegen war. Der Grund dieser Abgeschlossenheit lag zum Theil darin, daß gerade vor dem Thore des Schloßhofes die stark befahrene, steile Straße sehr enge war, so daß Kinder nicht ohne Gefahr vor das Thor gelassen werden konnten.

In den Sommer des Jahres 1773 fällt ein Ereigniß, das nicht nur von Folgen für mich war, sondern auch für Andere psychologisch belehrend sein kann. Meine Mutter besuchte die Bäder zu Schinznach und ich war mit ihr. Bis auf jene Zeit soll sich bei mir keine Spur von Stottern gezeigt haben und ich galt für ein sprachfertiges Kind. An diesem Badeort war ein Mädchen von meinem Alter, das stark stotterte und dieses Gebrechen zeitlebens beibehalten hat, meine Gesellschafterin. Ich nahm seine Sprechweise an. Zuerst lachte man darüber, dann verfuhr man ernsthaft gegen mich; allein die Angewöhnung blieb. Oft wenn ich zu sprechen anfangen wollte, bisweilen im Laufe der Worte, doch vornehmlich, wenn ich etwas auswendig Gelerntes hersagen sollte, war die Sprache mir gleichsam abgeschnitten. Das Zudrücken der Augen, das Zusammenpressen der Lippen, die Bewegungen der Gesichtsmuskeln sollen an mir bemerkbar gewesen sein, wie bei solchen, die von den ersten Jahren an stottern. Durch Zureden und durch eigene Anstrengung verminderte sich das Uebel nach einigen Jahren, wurde aber wieder bemerkbarer, als ich im elften Jahre in eine Schule eintrat, insbesondere wenn Furcht oder Schüchternheit mich bestießen. Allmälig lernte

ich meine Unart bemeistern. Sobald ich den Anfall fühlte, räusperte ich oder zog ein Schnupftuch hervor, um Zeit zu gewinnen, begann dann mit einem andern Worte oder einer andern Phrasē, als denjenigen, an denen ich stecken geblieben war und vermied dadurch, daß Andere mich beobachteten und meine Verlegenheit vermehrten könnten. So verlor sich diese Angewöhnung immer mehr, äußerte sich aber nach langen Zwischenräumen wieder und bis ungefähr in mein vierzigstes Lebensjahr zeigten sich kleine Anwänderungen.

Erster Unterricht, Lesereien und Kinderpredigten.

Frühe lernte ich Lesen und Schreiben; die Anfangsgründe des ersten beinahe spielend mit gedruckten Buchstaben, die mir waren geschenkt worden, und meistens durch eigene Uebung; das Schreiben so, daß mein Vater mit rother Tinte mir Buchstaben und ganze Sätze vorschrieb und ich sie mit schwarzer Tinte überzog. Dann erhielt ich einen Lehrer, der nur neun Jahre älter als ich, doch aber bereits Gehülfe seines, der Schule in Eglisau vorstehenden Vaters, des dortigen Diacons, war, auch in den Elementen des Jugendunterrichtes eine ziemliche Fertigkeit besaß. Die Einsamkeit, in der ich lebte, hatte die Folge, daß ich sehr frühe Bücher zu lesen begann, und mich in Briefwechsel mit älteren Knaben und Erwachsenen einließ. Von Kinderschriften kannte ich eine Zeitlang nichts, als Weizens (des nachherigen Leipziger Kinderfreundes) A. B. C.-Buch, das

ich verschlang und beinahe ganz auswendig lernte. Meine Lust mußte ich mit Büchern befriedigen, welche für Erwachsene geschrieben waren. Don Quixote in Bertuchs Uebersetzung, Shakspere von Eschenburg, der deutsche Merkur, Götz von Berlichingen, Humphry Klinker, die ich als sechs- und siebenjähriger Knabe wohl nur durch häufiges Wiederlesen verstehen lernte. Shakspere nahm mich ganz ein, vornehmlich in seinen historischen Schauspielen. Ich war ein eifriger Anhänger der weißen Rose; Macbeth versöhnte mich durch seinen Mut und voraus gefielen mir die Worte: „Macbeth ist nicht da um des Knaben Malcolms Füße zu küssen.“ Mit Brutus und Cassius verband ich mich gegen Julius Cäsar und zog mit ihnen zu Felde. Mit Lear und Cordelia trauerte ich u. s. f. Coriolan hätte ich bisweilen nicht ungerne siegen gesehen und seine Kränkung drang damals tiefer in mein Inneres als die Stimme Roms. Bald fiel mir die alte deutsche Uebersetzung des englischen Robinson Crusoe in die Hände, die ich zu vielen Malen las und wieder las und durch welche ich eine große Neigung für die vielen Nachahmungen dieses Originalwerkes erhielt, die sich in der Bibliothek meines mütterlichen Großvaters befanden, mir aber erst einige Jahre später zugänglich wurden, die Robert Pierrot, Peter Robert, die Insel Felsenburg, Nilsamans Reisen und viele andere mehr; denn vor bald hundert Jahren waren die Robinsons so im Curs, wie gegen das Ende des Jahrhunderts die Ritterromane. Swifts Gulliver zog in Lilliput und Brobdingnac das Kind an, da hingegen der Greis sich gegenwärtig

bisweilen in desselben Verfassers Kaputa wieder zu finden glaubt. Zur nämlichen Zeit wurde ich auch mit dem damals von Vielen gelesenen Siegwart bekannt, welcher mich mächtig rührte und der erste alltägliche Roman war, der in meine Hände fiel. Daß indeß diese profanen Leseereien den frommen Sinn des Kindes nicht störten, daß ich neben mehreren sehr altväterischen Gebeten, viele von Gellert, einige von Lavater, bald auch das allgemeine Gebet nach Pope von Sulzer auswendig wußte, ergiebt sich daraus, daß ich sehr begierig war, in Winterabenden den zahlreichen Dienstboten, die man in dem Schloße zu halten pflegte, zu predigen. Oft stellten die um einen großen Tisch sitzenden, arbeitenden Mägde mich auf denselben und ich hielt ihnen improvisirte, so scharfe Fußpredigten, daß einige derselben häufig bitterlich weinten. Einige Musenalmanache, Lavaters Schweizerlieder und eine Sammlung von Gedichten besserer deutscher Dichter, die unter dem Namen: „Lieder der Deutschen“ herausgekommen waren, später auch Herders Volkslieder wurden größtentheils auswendig gelernt und floßten mir Liebe für Poesie ein. Verschiedenes ließ man mich neben den gewöhnlichen Aufgaben auswendig lernen, so z. B. das lateinische, griechische, französische und italienische Unser Vater, die ich 1776 an der Jubelfeier des tausendjährigen Bestandes des Klosters Rheinau unter dem Beifalle eines sehr zahlreichen Publikums, zwischen einige Prälaten auf die gedeckte Tafel hingestellt, hersagte und durch meine Gelehrsamkeit Beifall einärntete. Eine große Vorliebe hatte ich für die Geographie und mit sehr gerin-

ger Beihülfe prägte ich mir den Hommannischen Atlas auf 36 Blättern so ein, daß im Alter noch mir die Farben jedes einzelnen Landestheiles und die Namen jedes bedeutendern Ortes vorschweben. Die besser in das Auge fallenden Karten, wie z. B. Spanien und Portugal, Italien, die vereinigten Niederlande, Belgien, Obersachsen, Schwaben, Griechenland u. s. f. wurden mir so bekannt, daß man mich beinahe nach jedem einzelnen Namen fragen konnte. Die damalige Manier, viele geographische Namen in der Landessprache in die Karten aufzunehmen, war mir zugleich ein Reiz, mich mit diesen Sprachen bekannt zu machen und so unterließ ich nichts, bis ich von Stato - della - Chiesa und Terra - di - Lavoro bis auf Tras - os - Montes, Rio-de-la-Plata, Frith-of-Clyde, Het-Y u. s. f. die Bedeutung aller fremden Ausdrücke herausgebracht hatte.

Jagdvergnügen.

Bei dieser Lebensweise war es mir sehr zuträglich, daß ich oft auf die Jagd mitgenommen wurde, die sich wohl vor allen andern schweizerischen Jagdrevieren auszeichnete. Als Zürich die Landeshoheit über die vier Dörfer des Rafzerfeldes von den Landgrafen zu Sulz 1651 kaufte, hatten diese nach alter deutscher Ritterart nichts angelegeneres als darauf zu dringen, daß ihre angrenzenden Jagdreviere nicht geschädigt oder gestört werden. Zürich behandelte daher die Jagd auf dem Rafzerfelde anders als im übrigen Canton,

und verordnete, daß nur der Landvogt zu Eglisau in diesem Bezirke jagen sollte. So geschah es, daß bis auf die Staatsumwälzung von 1798 auf den Bergen und Wäldern, die an das dem fürstlichen Hause Schwarzenberg zugefallene Kleggau grenzten, Rehe zahlreich und Hirsche bei nahe immer vorhanden waren, während daß in dem übrigen Canton Hirsche sehr selten und Rehe nicht oft sich zeigten, weil, mit Ausnahme von zwei abgeschlossenen Waldrevieren, die Bürger von Zürich aller Orten, die Landbewohner in ihren Gemeindebezirken die Jagd ausüben konnten. Unter solchen Umständen waren die Jagdbelustigungen meiner Kindheit sehr bewegend und stärkend, denn oft traf, während daß man einen Hasen oder ein Reh jagte, die Nachricht ein, eine Stunde weit oder noch entfernter stehe in einer andern Waldung ein Hirsch. Schnell wurde dann aufgebrochen und bergan und bergunter dem Angekündigten zugeeilt. Dies bildete mich frühzeitig zum guten Fußgänger und bewahrte mich vor den Nachtheilen einer andauernden Zimmerluft.

Kaiser Joseph, das Schwyzergeschäft und die Nordamerikaner.

Frühe an die Unterhaltung mit Erwachsenen gewöhnt, faßte ich, was diese lebhaft besprachen, ebenso lebhaft auf. Nach der Mitte der Siebenzigerjahre beschäftigten zwei sehr verschiedene Gegenstände, der Kaiser Joseph und die Zwischen-

stigkeiten des Cantons Zürich mit dem Canton Schwyz, im nämlichen Maße die Bewohner meines kleinen Vaterlandes. Man erzählte sich Vieles von der Thätigkeit und den Planen des Kaisers. Gerüchte, die aus den damals von Constanz bis nahe an Basel vielfach angrenzenden österreichischen Staaten, und nicht weniger aus dem übrigen Deutschland in die Schweiz hinübergingen, und von Zeit zu Zeit durch mysteriöse Zeitungsartikel noch mehr Ansehen erhielten, kündigten Plane gegen die Schweiz, zunächst die Zurückforderung der Landschaften an, die das Haus Österreich in seinem Titel beibehalten hatte (Habsburg und Kyburg). Als vollends die ungewöhnliche Erscheinung eines reisenden Monarchen sich durch Josephs Gegenwart in der Schweiz verwirklichte, erhöhten die Einfachheit, mit der er reiste, die Aufmerksamkeit, welche er auf vieles richtete, seine einläßlichen Unterhaltungen mit Leuten aus dem Volke, vor allem aber der Umstand, daß er einen Stein aus den Mauern der alten Beste Habsburg als Angedenken mit sich forttrug, die Bedenklichkeiten. Viele konnten den Gedanken nicht unterdrücken, der unruhige Fürst habe vorher noch den Gegenstand seiner Plane selbst erforschen wollen und es sei höchst wahrscheinlich, daß er denselben Folge geben werde. — Die für jeden Richtschweizer unbedeutende Streitigkeit zwischen Zürich und Schwyz war wegen der Landesherrlichkeit über den Zürichsee entstanden. Schon lange war man uneinig, bis der Streit endlich zu dieser Zeit in große Erbitterung überging. Der Statthalter und nachherige Bürgermeister Heinrich Ott von Zürich und der Landammann Joseph

Victor Laurenz Hedlinger von Schwyz wetteiferten mit einander, um sich in diesem Geschäfte ihren Mitbürgern wichtig zu machen. Die Theilnahme erfüllte alle Gemüther und obgleich die Besorgnisse, welche der Kaiser einflößte, die wenig wichtige Grenzfrage hätten zur Ausgleichung bringen sollen, glaubte man von beiden Seiten, sein Recht auf das Neuerste behaupten zu müssen. Durch alle Classen des Volkes hörte man um die Mitte der Siebenzigerjahre häufig von der Nähe eines Krieges mit Schwyz sprechen, obgleich man nicht zweifelte, daß die Länder (Uri, Unterwalden und Zug), wahrscheinlich auch Luzern die Partei von Schwyz nehmen werden. Diese Sprache hörte ich oft. Vermittelnde Stimmen und andere politische Ereignisse fühlten den Eifer um etwas ab, doch gährte derselbe mehr und weniger fort; als aber 1796 die französischen Eroberungsplane sich immer drohender zeigten, verstanden sich die beiden streitenden Cantone durch eidgenössische Vermittelung. — Diese Aussichten bekümmerten mich öfters tief, weil mich aber zur nämlichen Zeit ganz verschiedene Gegenstände sehr ergriffen, so vereinigte ich in einem Gebete, das ich selbst verfertigt hatte und oft im Stillen hersagte, die sehr ungleichen Bitten, daß, wenn Krieg in das Land kommen sollte, worunter ich mir vorzugsweise ein österreichisches Heer dachte, ich vorher sterben möchte; zugleich aber auch, daß, wenn der Friede fortdaure, noch bei meinem Leben die unbekannten Länder (unter diesen dachte ich mir große Fortsetzungen der damals bereits bekannten Australländer) entdeckt werden möchten; endlich, daß bei einem all-

fälligen Eintreten des Weltgerichtes, von welchem einige Personen damals oft sprachen, etliche meiner Lieblingsbücher verschont bleiben möchten.

Das wichtigste historische Ereigniß während meiner Kindheit war die Losreißung der nordamerikanischen Colonien (der Vereinigten Staaten) von dem Mutterlande Großbritannien, für welche der Kaiser Joseph und der Canton Schwyz meinen Umgebungen so viel Zeit übrig ließen, um ihre Aufmerksamkeit auf sie wenden zu können. Noch erinnere ich mich deutlich, daß die nordamerikanische Sache, Franklin, Washington und andere Männer, die sich hervorthaten, Theilnahme für sich erregten, und daß ich das Verfahren des britischen Cabinets mißbilligen hörte; allein auf mein kindisches Gemüth hatte ein besonderer Umstand einen entscheidenden Einfluß, der auf ein paar Jahre hin mich ganz an Großbritanniens Sache fesselte. Ein schönes Blatt Schreibpapier von meinen Eltern geschenkt zu bekommen, war für mich eine große Freude. Als nun die Nachricht eintraf, daß Volk habe zu Boston das Stempelpapier verbrannt und vollends noch ein Kupferstich anschaulich darstellte, wie ganze Ballen dieses Papiers auf öffentlichem Platze verbrannt und mit Gabeln und Feuerschaufern gerüttelt wurden, so daß die brennenden Bogen in die Höhe flogen, war meine Stimmung entschieden; Leute, die solche Massen des von mir geliebten Papiers frohlockend zerstörten, hatten mich zum erklärten Gegner, und ich blieb ein solcher, bis allmälig der Ruf, den sich die Amerikaner erwarben, das Interesse, welches Franklin eben-

so Lafayette und seine Mitstreiter erregten, vornehmlich aber die Rührung, welche die dem englischen Golde geopferten und auf den amerikanischen Kriegsschauplatz hingeführten Hessen und andere Deutsche hervorbrachten und dadurch die britische Sache gehässig machten, mich allmälig umstimmten. Lange hatte mich auch die Abneigung gegen die englische Opposition auf die königliche Seite hingezogen. In der Opposition dachte ich mir eine Masse höchst boshafter Menschen, weil sie Allem, was von der königlichen Seite herkam, widersprach. Sie schien mir nicht aus Ueberzeugung zu handeln, sondern nur hindern und stören zu wollen. Bereits las ich die Zeitungen und konnte mich in dem Begriffe eines Widerspruches, nur um zu widersprechen, durchaus nicht zu Rechte finden.

Rückkehr von Eglisau nach Zürich. Lebensweise.

Im Mai 1777 hörte mein Landleben auf. Die Verwaltungszeit meines Vaters war beendigt. Er kehrte nach Zürich zurück, wo ich wieder in dem Hause wohnte, wo ich war geboren worden, doch aber zu meinem Glücke freien Ausflug in einen Hof und einen ziemlich großen Garten hatte. Hier dauerte meine beinahe gänzliche Absonderung von allen Kindern und der häusliche Unterricht noch einige Jahre fort. Mein erster Lehrer in Zürich war nicht ohne Talente, gutmüthig, aber ein überspannter, romanhafter Kopf; sein Nachfolger, der durch die kurze Geschichte der

Schweiz und einige andere Schriften bekannt gewordene Präceptor und nachherige Pfarrer Rudolf Maurer, ein tüchtiger, verständiger, selbstdenkender Schulmann, ohne Pedanterie. Beinahe noch mehr als in Eglisau war ich auf den Umgang Erwachsener beschränkt. Mehrere Male nahm im Sommer 1777 mein Vater mich mit sich, wenn er den Bürgermeister Heidegger auf seinem Gute besuchte und aufmerksam hörte ich den Gesprächen zu, die sie über die sogenannten Bürgerunruhen führten, an deren Spitze sichtbar der Stetrichter Johannes Bürkli und der Professor Leonhard Meister standen. Diese Bewegung war durch die Unterhandlungen über ein Bündniß der Eidgenossenschaft mit Frankreich veranlaßt worden, indem ein Theil der Bürgerschaft glaubte, Zürich sollte an diesem Bündnisse keinen Anteil nehmen und der große Rath habe die Bürgerschaft des Hauptortes bei diesen Verhandlungen zu Rathe zu ziehen.

Der 11. April 1779 war der große Tag, an welchem ich, wie man zu reden pflegte, Kameraden erhielt, d. h. mit sechs andern Knaben in eine Gesellschaft trat, die sich je am Sonntag Abends abwechselnd bei einem Mitgliede versammelte, im Hause und im Freien Jugendspiele machte u. dgl. m. Unter diesen zog mich sehr bald der in späteren Jahren durch verschiedene Druckschriften bekannt gewordene David Hefz vorzüglich an und das ausgedehnte, eine Biertstunde von der Stadt entfernte Gut seines Vaters, der Beckenhof, wo ich vom Frühling bis zum Einbruche des Winters wöchentlich ein paar Abende bei ihm zubrachte, gewährte uns einen weiten Spielraum. Neben gewöhn-

lichen Knabenbelustigungen wurden Gedichte, vornehmlich Lieder, Romanzen u. s. f. gelesen und selbst poetische Versuche gemacht. Jeder Theil seines Gutes, wo nach alt-französischem und holländischem Geschmacke viele Buchs- und Taxuswände, Nischen, Bosquets und Gartenhäuschen sich befanden, hatte für uns seinen besondern Namen. Hier war Madrid, dort Versailles, Hamburg u. a. m. Robinsons Insel blieb nicht vergessen. Auf dem damals noch beinahe öden Riedli befand sich die Sierra Morena. Dort und in einem nahen unbewohnten Hause, das auch Heszens Vater zugehörte, wurden viele Scenen aus Don Quixotes Wirksamkeit durchgeführt.

Ganz verschieden von der gegenwärtigen Kinderkleidung war die damalige. Das Feierkleidchen, welches ausreichen mußte, bis es zu enge und klein wurde, bestand meistens aus einem guten, aber einfachen Stoffe. Wir trugen Käckchen, wie die der Männer zugeschnitten, Westen mit herabhängenden Schößen und kurze Beinkleider. Unsere Köpfchen waren mit einem sogeheizten Toupet, auf jeder Seite mit einer Locke geziert, alle drei durch Haarnadeln gehaftet, mit Pomade beschmiert und gepudert, die Hinterhaare in einen Zopf oder in einen Cadogan zusammengebunden, die bei Feierlichkeiten einem Haarbeutel weichen mußten. Würden heut zu Tage zu gleicher Zeit ein so gepudzter Knabe und ein Affe der schaulustigen Jugend vorgestellt, die Bude des erstern müßte nothwendig den weit größern Gewinn machen. Nach der Mitte der Siebenzigerjahre fiel der Kopfpuz der kleineren Kinder durch eine glückliche Anwendung der Scheere,

deren wohlthätige Wirkung auch mir auf einige Jahre zu statten kam; bei den größern hingegen dauerte er noch lange fort. Die Werktagskleider waren sehr einfach. Die Röcke, welche der Vater und der Großvater abgelegt hatten, mußten ohne Rücksicht auf die älteren Stoffe oder Farben dabei zu Hülfe kommen. Die Hosen waren in der Regel aus einem leichten, schwarzen, wollenen Zeuge gemacht. Oft kaufte man lederne, die ganz fertig in der Messe verkauft wurden. Von Ueberröcken oder Mäntelchen der Knaben wußte man durchaus nichts und wir schneeballten uns und gingen aufs Eis oder schlitten, ohne zu glauben, daß wir etwas dergleichen bedürfen.

Bereits hatte ich mir viele historische und geographische Notizen angeeignet und ein wenig Latein gelernt, aber mit fünf oder sechs wöchentlichen Unterrichtsstunden hätte ich zurückbleiben müssen und die mit dem häuslichen Unterricht verbundene Einseitigkeit wäre hinzugekommen. Ich versuchte mich zwar in mancherlei Dingen, in historischen Schauspielen eigener Erfindung, die aber schon in den ersten Aufzügen stecken blieben, in Geschichten, Geographien und Statistiken, sogar von Ländern und Staaten, die ich erdachte und nach eigener Phantasie zeichnete, mit Städten besetzte und in Provinzen eintheilte. In der Geschichte, mit welcher ich sie beschenkte, kamen blutige Kriege vor. Die Kirchen- und Literaturgeschichte wurden dabei nicht vergessen u. s. f. Leicht hätte mein Thätigkeitstrieb in Tändeleien ausarten können; glücklicher Weise war aber mein Vater einer der Vorsteher der Kunstschule.

Eintritt in die Kunstscole.

Viele Knaben angesehener Familien besuchten diese noch neue Anstalt und er hielt sich verpflichtet, seine Ueberzeugung von ihrer Rüklichkeit durch einen in die Augen fallenden Beweis darzuthun zu sollen. Mir war der Gedanke höchst unwillkommen; er riß mich aus meiner häuslichen Behaglichkeit, brachte mich in unmittelbare Berühring mit vielen Knaben, die ich scheute; doch der Entschluß zum Schulbesuch war gefaßt und an einem der ersten Tage des Decem bers 1780 wurde ich geprüft und aufgenommen. Muth und Freude waren für mich verloren. Ich aß und trank nicht, begab mich traurig in die furchtbare Schule; allein schon am dritten Tage gefiel mir das neue Leben und noch vor dem Ende der Woche würde ich mich sehr unglücklich gefühlt haben, wenn man mich wieder entlassen hätte. In mehreren Fächern und in Absicht auf Mannigfaltigkeit des Wissens war ich meinen Mitschülern überlegen. In Rücksicht auf Gewandtheit und die Weise, sich unter einer frohen Schuljugend zu benehmen, blieb ich eine Zeit lang hinter den meisten zurück. In der Geschichte und Geographie that ich es allen andern weit vor; Mathematik war mir zuerst ganz neu, bald aber stand ich in derselben und ebenso im Rechnen und im Französischen in der ersten Reihe. Die Anlagen für das Zeichnen, welche mein Vater und dessen Vater in bedeutendem Maße besaßen, waren nur wenig auf mich übergegangen; auch das Schönschreiben kam mich schwer an, weil

ich früher vier bis fünf Male meine Schrift hatte ändern müssen.

Schon in diesen Jahren der Kindheit machte ich mich eines Fehlers schuldig, der mich durch meine ganze Studienlaufbahn hindurch immer begleitete; ich trieb stets nebenbei noch andere Studien (*aliena*). Ich las gerne mancherlei Bücher und lernte Stellen aus Prosaikern, vornehmlich aber Gedichte, die mich anzogen, auswendig; was mich oft hinderte, mich auf meine Pensen vollständig vorzubereiten. Auch verleitete mich eine große natürliche Lebhaftigkeit nicht selten zu Zerstreuungen, während welchen ich den Vorträgen der Lehrer nicht zusammenhängend meine Aufmerksamkeit widmete, vorzüglich, wenn diese schleppend oder wenig anziehend waren. Mit der größten Pünktlichkeit erfüllte ich dagegen die Hauptpflichten und während der beiden ersten Schulcurse versäumte ich keine Stunde; während des dritten hingegen, im Sommer von 1782, hielt mich eine damals weit verbreitete Kinderkrankheit, die man die russische Krankheit nannte, welche sich durch Fieber, häufiges Nasenbluten und Schlafsucht äußerte, zu meinem großen Leidwesen drei Tage lang von der Schule zurück. Im Ganzen besaß ich die Zufriedenheit meiner Lehrer, obgleich diese in Alter, Charakter und Lehrfähigkeit sehr verschieden waren. Zu den jüngern Schülern gehörend, behauptete ich doch bei jeder öffentlichen Prüfung den ersten Platz.

Obgleich die Menge der Gegenstände, die in dieser Schule getrieben wurden bei der Kürze der Zeit keine großen

Fortschritte in den einzelnen Fächern gestatteten, blieb diese Anstalt mir immer in angenehmem Andenken, weil sie mich mit vielen Dingen bekannt machte, die im Geschäfts- und practischen Leben nicht leicht entbehrt werden können, wie angewandte Mathematik, Mechanik, Architektur, das Zeichnen von Rissen, practisches Rechnen, Naturgeschichte u. a. m.

Unter den angestellten Lehrern zeichnete sich derjenige der Mathematik, Professor David Breitinger aus, und ungeachtet der großen Verbesserungen, welche die Pädagogik materiell und formell seither gemacht hat, mögen einige Worte über diesen Mann nach einem halben Jahrhundert noch ihren Werth haben. Obgleich er kein großer Mathematiker war, hielten wir Schüler ihn für einen zweiten Euclides, denn was er lehrte, hatte er durchaus inne und trug dasselbe mit seltener Bestimmtheit vor. Diese Klarheit und Sicherheit dehnte sich über alle seine Fächer aus, auch auf physikalische Experimente, die ihm nicht nur in der Schule, sondern auch in größern Privatcollegien und in der naturforschenden Gesellschaft sehr selten mißlangen, was oft den größten Naturforschern und ausgezeichneten Universitätslehrern begegnet. Sein von Pendanterie und Schulchnitt ganz freies, zwischen Ernst und Heiterkeit wechselndes Benehmen, wobei man eher einen gebildeten Militair als einen Schulmann vor sich zu sehen glaubte, floßte den Schülern, die oft in einer nächsten Stunde sich gegen andere Lehrer die schlimmsten Schulstreiche erlaubten, nicht nur Achtung, sondern das Gefühl der Pflicht und des Gehorsams ein. So bedurfte er weder

des Reifens, noch des Schimpfens und noch weniger ernsterer Executionen oder der damals noch gewöhnlichen Schläge und Züchtigungen; dennoch sah ich zweimal diesen von mir gepriesenen Mann solche mit dem besten exemplarischen Erfolge anwenden. Ein Mal, als er eine geometrische Aufgabe fälschlich erklärt, auch an der Tafel vorgezeichnet und nachher drei oder vier Schüler der Reihe nach vergeblich zu ihrer Lösung aufgesondert hatte, rief er seinen eigenen Sohn hervor, mit den Worten: „N. sag' du es;“ allein auch dieser hatte, wie jene andern, nicht aufgemerkt. Eine leichte Dachtel von den Worten begleitet: „Weil du der Meinige bist“ machte auf die ganze zahlreiche Classe einen tiefen Eindruck, sowohl wegen der Schuld des Bestraften als wegen der Unparteilichkeit des strafenden Vaters. Neuere Pädagogen könnten sich hierüber ereifern und noch anstößiger möchte das folgende Beispiel scheinen. Ein großer, durch seine Rohheit bekannter Junge hatte vor der Gröffnung der Schule einen weit kleinern zu Boden geworfen und sich eben angeschickt, ihn zu zerbläuen, als die Thüre sich öffnete, Breitinger hineintrat, nach drei schnellen Schritten den Friedensstörer, der ihn nicht bemerkte, mit starker Hand am Rockkragen emporhob, ihm mit dem dünnen Stöckchen, das er in der andern trug, zwei oder drei kleine Erinnerungen auf den Rücken zumäß und ihn dann mit den Worten: „Pfui, willst du dich rausen, so thu' es mit einem, der sich wehren kann“ in eine Ecke wies, wo er, ohne daß nun lange Strafpredigten erfolgten, die Stunde hindurch zu sitzen hatte. Auch diese Scene

machte auf die Zuschauer und selbst auf die Hörer aus den andern Classen den besten Eindruck. Gerade das Gegentheil war einer seiner Collegen, Professor Leonhard Meister, der, oft zerstreut, noch öfterer nachlässig, bald scherzte, bald in Zorn gerieth, mit lächerlichen und übertriebenen Verweisen und Schimpfworten um sich warf und deswegen auch wenig Achtung und noch weniger Gehorsam fand. Im geographischen Pensum pflegte er oft, nachdem er eine halbe Stunde lang dictirt oder erklärt hatte, zu sagen: „Vertheilt euch, und sucht auf den Karten.“ Gewöhnlich setzte er sich dann hin, schrieb etwas oder las für sich, und was nun die Schüler thaten, ist leicht zu errathen. Weckte ihn endlich das Geräusch aus seinem Tiefstinn oder seiner Zerstreitung auf, so eilte er zu einer Gruppe der Suchenden hin, rief: „Wo ist diese oder jene Stadt oder Provinz,“ drückte sich dann, als sehr kurzichtig, mit vorgehaltenem Augenglase dicht an die Karte und mittlerweile lenkte einer der geschicktern den Ellbogen des aufgerufenen Schülers, bis dessen ausgestreckter Zeigefinger in der Nähe des von dem Lehrer genannten Punktes sich befand. „Gut so,“ sprach nun dieser, kehrte an seinen Platz zurück und die Schuljugend erneuerte ihre Schäckereien.

Kinderkrankheiten. Gespensterfurcht.

Die häusliche Abgeschiedenheit, in welcher ich nach meiner Versehung von Eglisau nach Zürich größtentheils lebte,

mag auf meine Gesundheit und meinen Körper schwächend gewirkt haben. In den Jahren 1777 bis 1779 war ich oft frank und ein paar Male nahmen diese Krankheiten den Charakter einer Abzehrung an. Ohnmachten, die ich früher nicht gekannt hatte, überfielen mich mehrmals, so daß ich vom Stuhle herabsank. Nach Unterbrechungen von zwei und drei Jahren, als mein Körper bereits stärker geworden war, erneuerten sich solche Anfälle, wenn ich aus der Kälte in ein warmes Zimmer trat. Später fühlte ich vor dem Anfalle einen eintretenden Schwindel und es gelang mir, diesen durch einen schnellen Gegenreiz, durch Kneipen oder Beißen in die Hand zu überwältigen. Dies geschah zum letzten Male in meinem zwanzigsten Lebensjahr zu Leipzig im Theater. Nie habe ich seither etwas Ähnliches empfunden. Den gewöhnlichen Schwindel verspürte ich nie, weder auf Thürmen, noch auf Felswänden. Auch in Beziehung auf meine Gesundheit war der Eintritt in die Schule für mich eine Wohlthat gewesen. Ich nahm an den Spielen meiner Mitschüler Anteil, im Winter durch das Besuchen der Schlittbahnen, in der bessern Jahreszeit durch die Theilnahme an den gewöhnlichen Jugendspielen, bisweilen auch an den Balgereien zwischen den Genossen der Lateinischen und der Kunstschule. Zu den physischen Nachtheilen der Abgeschlossenheit waren noch geistige hinzugekommen. Eine thörichte Gespensterfurcht übte, wie jeder Aberglaube dies thut, eine lähmende Wirkung auf mich aus. Obgleich man zu Hause das Erzählen von Gespenstergeschichten verboten hatte, unterhielt Hans Georg, so hieß

ein Bedienter, der Soldat gewesen war, mich nur zu häufig mit den abentheuerlichsten Geschichten. Von den schauerlichsten Gespenstergestalten bis zu den anziehendsten, aber nicht weniger die Einbildungskraft eines Kindes überreizenden Erscheinungen Verstorbener oder guter und böser Geister, von Verwünschungen der Seele an den Teufel, von aus dem Himmel gefallenen Blutstropfen, unbekannten Stimmen u. dgl. wurde mir viel erzählt, und obendrein konnte ich noch einige Bücher erhaschen, die voll der abentheuerlichsten Gespenstergeschichten waren, von Drachen erzählten u. s. f. Eine innere Stimme sagte mir zwar, meine Befürchtungen seien grundlos, und gleichwohl schauerte ich bei Tage, wenn ich in einem entfernten Zimmer mich allein befand und noch mehr des Nachts, insbesondere wenn eine dunkle Treppe, ein offenes Nebenzimmer u. dgl. mich besorgte ließ, die weißen Hände, Krallen u. dgl., von denen ich gehört und gelesen hatte, möchten von dorther nach mir greifen. Nachdenken und bessere Bücher führten ungefähr in meinem vier- bis fünfzehnten Jahre eine heilsame Krisis herbei, die mich gegen Weichlichkeit und Epikuräismus mit Verachtung erfüllte und ebenso über die Gespenster lachen lehrte. Bald war die Furcht im Freien bezwungen, aber in Gebäuden, Hallen u. dgl. dauerte sie noch fort und verschwand nicht, bis ich es über mich gewann, in dem von meinen Eltern bewohnten Hause, welches damals vier Dachböden über einander hatte, allein und ohne Licht bis zum obersten hinanzusteigen. Dies hatte die glückliche Folge, daß ich in späteren Jahren durch Wälder und über Berge

bei finsterer Nacht mit Unbefangenheit meinen Weg nahm, daß ich bei öftern nächtlichen Wanderungen am Himmel manche nicht unmerkwürdige Erscheinung beobachtete und auf dem Erdboden Vieles wahrnahm, das, wenn ich nicht meistens darauf losgegangen wäre oder wo dies nicht ganz möglich war, mich darüber erkundigt hätte, leicht zum Gespenste hätte werden können. Von den Wirkungen des Leuchtens faulen Holzes, des matten Schimmers der Augen irgend einer großen Eule, den sonderbaren Gestaltungen eines Rauches, der cylinderförmig aus einem Kohlenhaufen an einem Orte, der vorher nicht zu diesem Zwecke diente, emporstieg und von einem leichten Winde seltsam getrieben wurde, von dem Umhertraben eines Kindes, das in einen eingeschlossenen Raum sich den Weg hatte bahnen können, von dem seltsamen nächtlichen Röcheln eines unbekannten großen Vogels, der ein paar Dörfer in Schrecken setzte, wären hier possierliche Geschichten zu erzählen.

Ungeachtet meiner Abneigung gegen jeden Aberglauben, wohin ich Erscheinungen, Gespenster u. dgl. vorzugsweise zähle, verbarg ich mir es nie, daß keine menschliche Erkenntniß fähig sei, ihre Unmöglichkeit unbedingt zu behaupten; aber ich bin ebenso überzeugt, daß die Vernunft des Menschen wenn nicht verpflichtet, doch berechtigt ist, gegen Alles, was von dem gewöhnlichen Gange der Natur und der Dinge abweicht, mißtrauisch zu sein und nichts dergleichen anzunehmen, wenn es nicht durch Thatsachen oder andere Gründe dargethan wird, daß man dabei immer Täuschungen voraussehen und sich vor solchen hüten muß, und daß

zwischen Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit genau unterschieden werden, daß man aber, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, Alles, selbst dasjenige, was man verwirft, prüfen solle. So geschah es, daß, als ich einst um das Jahr 1794 mit einem durch Genialität ausgezeichneten Jugendfreunde, Paul Usteri, und andern Altersgenossen beisammen war und wir auf Erscheinungen zu sprechen kamen, einer von uns bemerkte, die einfachste Probe würde darin bestehen, daß einige Freunde sich verabredeten, der zuerst Sterbende solle dem andern erscheinen, wenn er es könne. Sogleich sprach Usteri zu mir: „Wenn ich zuerst sterbe, will ich Dir erscheinen und Dich bei Deiner großen Nase anfassen.“ Niemand dachte, daß sein Tod so nahe sei als er es war. Usteri starb im folgenden Jahre an der Ruhr zu großem Bedauern seiner Freunde. Ich hatte noch am Tage vorher Erkundigungen über seinen Gesundheitszustand eingezogen und vernommen, daß er wenig Hoffnung gewähre. Während der folgenden schönen Sternennacht war ich oft wach und dachte an meinen frischen Freund. Er starb, ohne mir zu erscheinen oder meine Nase zu berühren, obgleich er ganz der Mann war, um sein Wort zu halten.

Zur nämlichen Zeit, wo ich die Gespensterfurcht bekämpfte, überzeugte ich mich auch von dem Bedürfnisse, mich abzuhärten und nicht zu glauben, daß ich weniger ertragen könne als andere. Ich übte das sudavit et alsit praktisch ein. Meine Gesundheit stärkte sich von Jahr zu Jahr und noch im Alter konnte ich den ganzen Tag hindurch,

wenn ich im Winter des Morgens in mein Gut ging und an den Füßen naß geworden war, ohne nachtheilige Folgen meine Geschäfte verrichten. Wenn ich jetzt Knaben sehe, die man immer in Mäntel einhüllt und ängstlich Schuhe und Strümpfe wechseln läßt, wenn sie ein wenig naß geworden sind, so muß ich mich fragen, was soll aus ihnen werden, wenn sie einmal in die Nässe gerathen, ohne trockne Kleider mit sich zu führen oder vollends, wenn sie zu Felde ziehen sollten. Rousseaus Erziehungssystem brachte, nachdem es gegährt und verbraust hatte, viel Gutes in die bürgerliche Gesellschaft. Niemand, der sich Herr nannte, war mehr zu Fuß gegangen; allein in den Siebenziger- und Achtzigerjahren wurde das Fußgehen unter den kräftigen und tüchtigern jungen Leuten so allgemein, daß es beinahe Ehrensache ward. Als die Revolution in eine Umkehrung der bürgerlichen Verhältnisse überzugehen begann, begriff ein großer Theil der jüngern Welt, daß es wohlgethan sei, sich auf alle Fälle hin an mancherlei Entbehrungen zu gewöhnen, sich selbst helfen und viele kleine Dienste thun zu lernen, wozu man gewöhnlich sich anderer Personen bedient. Solche Angewöhnungen haben mir bis in mein Alter manchen großen Vortheil gebracht, und ich habe oft der Vorsehung gedankt, daß sie mich in einer Zeit hat geboren werden und aufwachsen lassen, wo nicht nur die großen Perrücken, die Reifröcke, die Degen (die tolle Zierde unsrer Hüften, wie Albrecht Haller sie nannte), der Puder und die Pomade, die großen Manschetten, die Stickereien, steifen Kleidungen und noch manches Schwerfällige nicht

nur im Körperlichen, sondern auch im Geistigen außer Mode gekommen waren und daß ich diese Freiheiten genossen habe. Ich glaube zwar keineswegs, daß nicht die Schaukel des Zeitlaufes manches und vielleicht noch mehreres Neues wieder bringen könne und verberge mir nicht, daß die Entgütungen bisweilen zu weit ausgedehnt wurden.

Familienleben und Großeltern.

Die großen Vorteile des Familienlebens blieben mir nie fremd. Ich war zwar nicht das Lieblingskind der Mutter, eine Auszeichnung, um welche Niemand zu beneiden ist; allein sie wußte dem Knaben, der heimlich immer zu Hause war, Anhänglichkeit und Vertrauen so einzuflößen, daß er bisweilen zum Mutterkinde wurde. Doch mochte diese Anhänglichkeit viel dazu beigetragen haben, daß sie mir noch in ihrem Alter das Zeugniß ertheilte: „Ich habe dich nie unwahr gegen mich gefunden.“ Mein Vater, der Selbstdenker war, machte mich frühe auf die Grundpfeiler einer beglückenden, religiösen Ansicht, auf Gott und dessen über Alles waltende Vorsehung aufmerksam und verband damit die aus der schönsten Mystik hergenommene Lehre, daß der einfachste Mensch, der seine Pflicht treu erfülle, bei Gott höher stehe, als der, welcher die Schätze des Wissens erschöpft oder zum Purpur sich gehoben hat. Eine wohlthätige Wirkung auf meine Geistesbildung hatte auch der achtjährige Aufenthalt in der Nähe sehr achtungswürther Großeltern, mit

deren Wohnung die meiner Eltern verbunden war, bei denen ich täglich einen Theil meiner Zeit zubrachte und je am zweiten Tage speiste. Mein mütterlicher Großvater, der Bürgermeister Heinrich von Drelli, verband mit gesundem Verstande ein practisches Talent. Er hatte keine gelehrte Bildung, doch aber einen tüchtigen Jugendunterricht genossen, verstand auch im Greisenalter sein Latein noch gut und hatte das Griechische nicht ganz vergessen. Beides kann ich aus der Theilnahme beurtheilen, die er von Zeit zu Zeit an meinen Sprachstudien äußerte. Das Französische und Italienische hatte er gut inne, auch las er in der Regel die bessern neuern Bücher. Ein heiterer Sinn, unerschütterliche Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und eine Leutseligkeit, die nicht in Schmeichelei oder gemeine Popularität überging, hatten ihm die allgemeine Liebe erworben, so daß er bei der Bürgermeisterwahl 1778 weit mehr Stimmen auf seine Person vereinigte, als drei andere Candidaten zusammen erhielten, ungeachtet zwei von ihnen in einzelnen Rück-sichten ihm überlegen waren und nachher seine Collegen wurden. Ungemein groß waren die Liebe und die Hochachtung der sämmtlichen Enkel für diesen Großvater, dessen beinahe immer mit Lächeln gegebenen Lehren und Ermahnungen einen tiefen und bleibenden Eindruck machten. Auch die Großmutter war eine rechtschaffene Frau nach älterm Schnitte, eine liebende, keineswegs aber verhätschelnde Großmutter, daher sie bisweilen, wenn sie bestrafte, zu uns sprach: „Ihr glaubt jetzt eine böse (strenge) Großmutter zu haben, aber es kommt eine Zeit, wo ihr mir noch danken werdet.“ Als

Kinder zweifelten wir an der Erfüllung dieser Vorhersagung; sie hat sich indeß bewährt. Meinen väterlichen Großvater, der auf dem herrschaftlichen Schlosse zu Weiningen wohnte, und vier und sechzig Jahre älter war als ich, sah ich nur in seinem hohen Alter und selten. Er ist der, nicht nur von den schweizerischen Kunstrichtern Bodmer und Breitinger, sondern auch von den bessern Köpfen Deutschlands, namentlich von Wieland und Klopstock geachtete Fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau, dessen Fabeln sich neben anderm dadurch auszeichnen, daß die Thiere, welche in denselben sprechen und handeln, ganz nach ihren Eigenthümlichkeiten aufgeführt sind, was mehrere neue Fabeldichter nicht zu thun vermochten. Er war erklärter Feind jeder Schmeichelei, und bot allen Anmaßungen Troß, oft bis zu seinem Nachtheil; denn obgleich die bessern Köpfe Zürichs ihn schätzten und achteten, verdarb er es nur zu oft mit der Mittelmäßigkeit. Er war kein Nimrod oder roher Landjunker, denn er vereinigte in sich mancherlei Kenntnisse. Er malte Landschaften, Thiere, auch kenntliche Karikaturen in Del ziemlich gut, zeichnete und radirte auf ähnliche Weise, war rationeller Landwirth, der im Canton Zürich den Kartoffelbau einführte und andere Verbesserungen zu Stande brachte. Er las Vieles, war aber nicht frei von Träumereien, die ihn bis zu einigen alchimistischen Versuchen und auf eigenthümliche religiöse Ansichten hinführten, so daß während einer längern Zeit die Berlenburgerbibel, Bunyan, die Frau von La Mothe Guyon und andere ähnliche Schriften ihn sehr anzogen. Abneigung gegen die Geistlichkeit aller Confes-

sionen, insbesondere gegen die gut dotirte, war damit verbunden. Dem Decan des Regensbergercapitels schrieb er in dessen Pfründenbuch, das er von ihm geliehen hatte, nach einer Berechnung des Betrages der regelmässigen Einkünfte der zürcherischen Geistlichkeit und einem langen Verzeichniß der verschiedenartigen Geschenke, welche die Pfarrer von ihren Kirchgenossen zu erhalten pflegten, einen derben Reimspruch, der beginnt:

Ich glaube, es sei keine Fabel,
Was man dort liest vom Beel zu Babel,
Daz man ihm jeden Tag u. s. f.

Der Decan wandte sich zürnend an den zürcherischen Antistes, der, klüger, ihm rieth, es gut sein zu lassen, weil sonst die Verse in alle Hände kommen würden, und in Gegenwart des Klägers eine Abschrift davon mache. Viele Bizarrien waren meinem Großvater eigenthümlich. Seine Wohnzimmer waren von der Decke bis zum Fußboden mit den seltsamsten Gegenständen, meistens mit solchen bemalt, die man entfernt, wenn man ein Zimmer in Ordnung halten will. Bisweilen, wann er Besuch erwartete, bemalte er ein Feld der Wände mit Gegenständen, die zur Satyre des Besuchenden wurden. So fand der Probst des Klosters Fahr, der ihn durch Unduldsamkeit gereizt hatte, bei seinem nächsten Besuche an der Wand des Zimmers eine Scene aus Virzens Romae animale exemplum gemalt. Diese Sonderbarkeiten dehnten sich auf seine Lebensweise, die ungemein hart gegen sich selbst war, und auf seine Kleidung aus, welche so gering war, daß sie zu possierlichen Ver-

wechsungen den Anlaß gab. Ungeachtet er sich als Herrschaftsherr und als Junker fühlte, hafte er das Prunkende und alles Vornehmthun. Immer ging er zu Fuß. Seine Frau hatte eine Engländerin, Alice Heath aus Shrewsbury, zur Mutter. Sie war, wie ihr Bildniß beweist, schön und zart gebaut, noch nicht siebenzehn Jahre alt, als sie sich mit meinem Großvater verheirathete, und wurde binnen sieben Jahren Mutter von fünf Kindern. Sie war, wie Wieland in seiner Althanasia sagt, eine Geistesverwandte der Frau von Guyon, auch sehr menschenfreundlich, und hatte sich theils als Tochter eines geschickten Arztes, theils durch meinen Großvater, der sich in allen Fächern versuchte, Kenntniß von einigen guten und unschuldigen innerlichen und äußerlichen Heilmitteln verschafft, die sie gern denjenigen abreichte, denen sie nützlich sein konnten. Auch wohnte sie oft schwierigen Niederkünften in den Dörfern der Herrschaft ihres Mannes bei, weder Nacht noch schlechtes Wetter scheuend, dabei guten Rath und reiche Hülfe leistend.

Lectüre und Geistesbildung.

Vor den Schuljahren hatte ich beinahe alle meine Zeit, auch während derselben einen großen Theil davon und ganze Abende mit Lesen zugebracht. Vieles war von keinem Nutzen. Nicht nur jene Robinsons, sondern auch der größte Theil der bändereichen Werke des längst verschollenen Happels, der nur noch einzelnen Bibliographen bekannt sein mag,

mich jedoch mit dem Geiste, der Geschichte und dem Standpunkte der Kenntnisse des siebzehnten Jahrhunderts vertraut machte, Erasmus Franciscus, die viele Quartanten füllenden Gespräche im Reiche der Todten u. dgl., Iselins historisch = geographisches Lexikon wurden durchgelesen, aus letztem Werke und aus einigen andern Hülfsmitteln Schlachtenkalender verfertigt, d. i. bei jedem Tage eine kurze Notiz der Schlachten gegeben, die an demselben waren geliefert worden. Hübners kurze Fragen lernte ich beinahe auswendig und erhielt dadurch neben brauchbaren Thatsachen chronologisches Material, in das ich historische Ereignisse einreihen konnte. Viele andere historische, auch geographische und naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen wechselten mit poetischen und theatralischen ab. Die Schweizergeschichte zog mich damals noch wenig an, theils weil ich in derselben das nicht fand, was der große Schauplatz der römischen, griechischen und der allgemeinen Weltgeschichte darbot, theils weil der Styl der alten Chroniken und ihre Beschränktheit auf den engen Gesichtspunkt der Heimath mir nicht behagten. Johannes von Müller schreckte durch seine Schreibart mich noch zurück, während daß ich Maurers kurze Geschichte wiederholt las und selbst der Christmannischen mich erfreute. Die fortschreitenden Jahre brachten eine bessere Einsicht; ich lernte Müllern achten und selbst durch den gedehnten Lauffer schlug ich mich durch. Rollins griechische und römische Geschichte und Creviers Fortsetzung, die ich zu wiederholten Malen las, verbunden mit der Lesung der römischen Geschichtschreiber bis auf Tor-

nandes machten mich nicht nur mit der französischen und lateinischen Sprache, sondern auch mit der alten Geschichte vertraut. Aus meines Großvaters Bibliothek lernte ich die französischen Memoiren kennen. Voltaire las ich vom siebzehnten bis neunzehnten Jahre ganz, die geschichtlichen und die bessern poetischen Arbeiten zu wiederholten Malen durch. In Rousseaus Romanen blieb ich stecken, und noch schlimmer ging es mir mit Grandison und Pamela, die mir schon in den ersten Seiten aus den Händen fielen, obgleich man sie damals noch hoch hielte, während daß ich der tiefen Menschenkenntniß und der Laune Fieldings, Smollets und ihrer trefflichen Sprache beinahe nicht satt werden konnte. Diese regellosen Lesereien eines Knaben und Jünglings dürften manchem Erzieher mißfallen; allein ich bin überzeugt, daß, wenn die geistige Nahrung mir von fremder Hand zugemessen worden wäre, meine Wiss- und Forschbegierde weniger geweckt worden und ich mit vielem Merkwürdigen unbekannt geblieben wäre.

Kaum gibt es einen Menschen, dessen Geistesrichtung, vorausgesetzt daß er eine solche zu behaupten wisse, nicht von mancherlei äußern Eindrücken bestimmt und modifizirt würde. Ohne Zweifel bildete sich auch die meinige durch Erfahrungen, Beobachtungen, nicht weniger aber auch durch sinnige Aussprüche und große Gedanken, die ich gelesen und die wie erhellende Fackeln in das Innerste meiner Seele leuchteten. Nicht nur dem Guten, das anziehend wirkte, sondern auch manchem Bösen, dessen Anblick, Anhörung oder Lesung mich zurückstieß, verdanke ich Belehrung. Was

mich kräftig anzog, prägte ich meinem Gedächtnisse ein; nicht nur eine Menge von Gedichten oder Bruchstücken aus solchen, sondern auch hohe Gedanken, die ich in Prosaikern fand, vornehmlich eine Menge von gediegenen Sentenzen aus Classikern. Je stärker sie mit meiner Ueberzeugung zusammentrafen, desto mehr wurden sie mir zu Anhaltspunkten und Lebensregeln. Als Kind schon ergriffen Denksprüche, wie die folgenden, mich im innersten Gemüthe:

Nie schenkt der Stand,
Nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit u. s. f.
Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast u. s. f.
Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirft gelebt zu haben u. s. f.
Animum rege, qui nisi paret, imperat.
Inpavidum ferient ruinae.
Aequam memento etc.

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito,
wobei ich mir nicht nur mala, sondern auch mali dachte; dann die wahr oder falsch dem König Joh. Sobieski in den Mund gelegten Worte: „Point de bassesses, Palatin,“ die er nach dem Entsahe von Wien einem seiner Begleiter zugerufen haben soll, der den Stiefel des Kaisers Leopold habe küssen wollen.

Possierlich war es mir in meiner frühen Kindheit mit einer meiner aufgefaßten Sentenzen gegangen. Die Worte der Cordelia zu ihrem Vater, dem König Lear: „Ich werde

die Kindespflicht nicht brechen," und ihre nachherige Treue, als Lear vom Throne gestoßen wurde und sie ihn in seiner Armut begleitete, während daß die treulosen Schwestern Goneril und Regan, die dem Vater Großes versprochen hatten, ihn verließen, hatten mich mächtig angesprochen. Um dieselbe Zeit sagte meine Mutter, die zärtliche Neuerungen liebte, einst zu mir: „Bin ich Dir nicht lieb?“ „Ich werde die Kindespflicht nicht brechen," war meine etwas furchtsame Antwort. „Wer hat Dich dergleichen gelehrt?“ sprach die Mutter. Ich gab meinen Gewährsmann an, empfing einen kleinen Verweis, hielt aber meine Cordelia nicht weniger hoch.

Politische Anschauungsweise.

Im Politischen lebte ich ganz zu Rom und Lacedämon, die Spartaner hoch ehrend, die Athenierer, mit Ausnahme ihrer größern Männer, tief verachtend. Junius und Marcus Brutus waren Gegenstände meiner Bewunderung. Ich bedauerte den ersten innig, als er über seine Söhne aussprach: „I lictor, ad palum alliga,“ aber ich war mit hoher Bewunderung seines Pflichtgefühls und seiner Vaterlandsliebe erfüllt, als er seiner Söhne nicht schonte. Bei den innern Reibungen der Römer war ich Patricier. Mucius Scævola, Horatius Cocles, die Decier, Curius, Cincinnatus, die Scipionen u. s. f. waren meine Lieblinge, die Catone meine Ideale; doch mißfiel mir immer des ältern be-

harrliches Fordern der Zerstörung Carthagos. Die Schönheit des Gedankens: „Was Drusus thut, darf jeder Römer wissen“ entzückte mich. Nicht nur zu Rom, sondern auch zu Zürich war ich Patricier. Mißfielen in der Regel mir die Tribunen und die Demagogen, so gefiel mir doch Manches, was sie gethan hatten. In dem Hause eines Bürgermeisters lebend und als Sohn eines an den öffentlichen Angelegenheiten theilnehmenden Vaters, war ich auf Alles, was in die Politik meines Vaterlandes einschlug, sehr aufmerksam. Im Jahre 1777 war ich entschiedener Gegner der Bürger, welche forderten, der große Rath sollte das französische Bundesgeschäft an die Zünfte bringen und in meinem Tagebuche ist unter dem 27. Mai 1780 zu lesen: „Heute wurde der Landesverräther Waser enthauptet,“ aber ich vertheidigte nichts desto weniger seinen ältern Knaben, den ich bald nachher kennen lernte, gegen Kränkungen roher Jungen, ging oft absichtlich mit ihm durch die Straßen und begleitete ihn in seine Wohnung.

Meinem Vaterlandssinne schmeichelte in den Orationen, die zu bestimmten Zeiten von den Lehrern am Gymnasium und den Stadtpredigern der Reihe nach gehalten werden mußten, die im schönsten Latein, ganz römisch, zwar mit großer Ausgedehntheit abgefaßte Anrede an die Staatsbehörden, wo die Consules, Patres Patriae, die Proconsules, die Quaestores, die Viri senatoriae dignitatis et tribunitiae potestatis, die ab actis tabulisque reipublicae, die Ducentumviri, dann der Venerabilis sacrorum Antistes etc. alle nach Amt und Würde, mit mehreren Worten

bezeichnet wurden und mich mitten in Rom versetzten. Bisweilen war ich ganz kleinmüthig, wenn ich in den zürcherischen monatlichen Nachrichten Nekrologe von Rathsherren, Kunstmästern, Theologen, Professoren und andern las, die als ausgezeichnete Männer geschildert waren und ich mit Beschämung mir eingestehen mußte, von den meisten der hier geschilderten großen Eigenschaften und Leistungen hast du an diesem oder jenem nur sehr wenig oder gar nichts wahrgenommen. Aus mir wird nichts werden, dachte ich, strengte aufs neue mich an, fand aber doch bei weiterm Nachdenken und im Laufe der Zeit beruhigenden Trost. An unsere republikanischen Staatsverhältnisse war man sich so gewöhnt, daß man sie nicht fühlte. Mein Großvater wurde von mehreren Seiten getadelt, daß er 1781 die Abgeordneten der Landschaft Freiburg, die über die dortige Regierung Beschwerden führten, vorgelassen und mit ihnen in eine Unterredung eingetreten war, obgleich er ihnen keine Hoffnung machte. Als der bernische Landvogt Wagner zu Baden, ein Apotheker, sich in seinen gedruckten Kundmachungen „Wir Samuel von Wagner u. s. f.“ nannte, fiel dies wenig auf, insbesondere weil er Berner war. Sehr frühe stieß ich mich an dem häufig gebrauchten Ausdruck: „Stadt und Land,“ der auch in öffentlichen Gebeten und Predigten gehört wurde. Es schien mir fast anmaßend gegen den lieben Gott gesprochen, wenn man fürchtete, Er möchte die Stadt oder das Land vergessen. Bald fiel es mir ein, wo dann auch Winterthur bleibe. Wenn ich in der Kirche beten hörte: „Wir empfehlen Dir Stadt und

Land," pflegte ich oft leise hinzuzusezen „und Winterthur“ oder „den ganzen Canton.“ Ich wußte noch nicht, daß unsere Formel ein Seitenstück des römischen Urbs und des griechischen *Aστυ* war.

Von Kindheit her war mir eingeprägt worden, nicht anmaßend oder stolz zu sein. Ich hatte viel unter und mit Landleuten gelebt. Nach dem Tode meines Großvaters in Weiningen fielen die Herrschaft und das Gut meinem Vater zu und ich kam dadurch in vermehrte Berührung und nähere Bekanntschaft mit manchen Landleuten, für die ich mit Liebe erfüllt war und von denen ich hinwiederum mit Liebe behandelt wurde. Ich lernte beobachten, wie viel der Bauer kennt und kennen muß, wie er die Welt, in der er lebt, in Manchem richtiger als der Städter die seinige zu beurtheilen weiß, und ich mußte oft erstaunen, wie weit es solche Leute bei beinahe gänzlichem Mangel an Unterricht in vielen Beziehungen brachten. In Absicht auf Beurtheilung der Rechtsverhältnisse, die aus dem bäuerlichen Zustande hervorgehen, lernte ich von einzelnen Unterbeamten oder verständigen Bauern Vieles, das kein Buch und kein Lehrer mir gesagt hat; wenn ich dann gleichwohl bei Männern aus dieser Classe oft auch Vorurtheile, Alberglauben u. dgl. tief wurzeln sah, so konnte mich dies desto besser einsehen lehren, wie sehr die Ansichten und die Urtheile der Menschen von dem abhängen, was in ihrer Jugend für sie gethan oder unterlassen wird, und welche Bildungsmittel ihnen zu Theil werden.

Unterricht nach der Kunstschule.

Im December 1783 vollendete ich die Laufbahn in der Kunstschule, setzte noch bei Privatlehrern das Studium der Mathematik und des Französischen und bei meinem geliebten und geachteten Maurer dasjenige der lateinischen Sprache fort. Cäsar, Terenz, Cornelius Nepos, Ovids Metamorphosen, Livius und Cicero waren die Schriftsteller, die er vornämllich mit mir las. Durch das Beispiel einiger meiner Altersgenossen geweckt, erwachte die Begierde, mich auch mit dem Griechischen bekannt zu machen; allein eine oder zwei wöchentliche Stunden, die Maurer dazu erübrigen konnte, führten mich nicht weiter vorwärts. Im Jahre 1786 begann ich das Italienische zu lernen, was mich sehr ansprach. Weit schwerer kam mich das mit einigen andern Freunden bei dem talentvollen und gelehrten Corrodi, Verfasser des Chiliasmus, begonnene Studium der Logik und der Metaphysik an. Schon hatte ich manches über philosophische Gegenstände gelesen, aber mein Geist war so lebhaft, mein Kopf so sehr von Poesie, Philologie und andern Gegenständen erfüllt, daß die ernste und trockene wolfische Philosophie mich schwer ankam. Der etwas gedehnte und äußerlich matte Vortrag des Lehrers fesselte meine Aufmerksamkeit nicht genug, so daß ich oft am Ende der Stunde nur wenig mehr von dem wußte, was vorgetragen worden war und daher in der Beantwortung der schriftlich vorgelegten Fragen stecken blieb. Die Logik kam mir pedantisch vor und ich

verwirrte mich immer, weil ich nicht aufmerksam gemacht wurde, die für die Bezeichnung der Begriffe eingeführten Worte seien nur als Kunstausdrücke, als ein dem Begriffe zum Zwecke seiner Erkennung und Unterscheidung aufgedrücktes Stempelzeichen zu betrachten. Ich glaubte diese Benennungen in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wieder finden zu sollen und verwirrte mich oft dadurch gar sehr; doch allmälig überwand ich auch diese Schwierigkeiten und lernte mein asserit A, negat E etc. und ebenso das celarent, Darii u. s. f.; doch ohne mich um deswillen schon als einen Philosophen anzusehen. Im Frühling 1786 wurde ich als Auditor in das obere Gymnasium zugelassen, wodurch ich alle Verhältnisse meiner Mitstudirenden theilend, nur von den jährlichen öffentlichen Prüfungen ausgenommen war. Steinbrüchel und Hottinger wurden hier meine ausgezeichneten Lehrer und nach einigen Monaten hatte ich das Glück, von dem erstern liebgewonnen zu werden, ein Umstand, der auf mein ganzes Leben einen großen Einfluß hatte.

Dieser, um Zürichs Lehranstalten hochverdiente Mann, war 1729 geboren, wurde als ein Knabe ohne Vermögen in das zürcherische Alumnat aufgenommen, zeichnete sich durch sehr gute Studien, vornehmlich im Fache der Philosophie aus, war aber zugleich munterer Jüngling, der es wenig darauf anlegte, sich Gönner zu erwerben. Dies hatte die Folge, daß er nicht berücksichtigt wurde und einen Theil seiner besten Jugend als Pfarrer in dem entfernten württembergischen reformirten Dorfe Pinaische, einer Wal-

densercolonie, zubrachte. Endlich wurde sein Werth in der Heimath erkannt. Die eine geraume Zeit nachher geschlossene Heirath mit der Tochter des gelehrten Kanonikus Hagenbuch erwarb ihm den Besitz einer sehr ansehnlichen Bibliothek, machte ihn aber auch mit den Bitterkeiten einer verunglückten ehelichen Verbindung bekannt, die er, obgleich kräftiger und entschiedener Mann, mit ungemeiner Geduld, Schonung und Klugheit ertrug. Seine Gattin litt an Geistesverirrungen, die Steinbrüchel meistens den Augen des Publicums zu entziehen wußte. Er erhielt 1776 das Kanonikat und die Professur der griechischen Sprache. Kinderlos und ökonomisch unabhängig machte er sich ein Vergnügen daraus, jungen Leuten, die ihm einiger Aufmerksamkeit werth schienen, einen großen Theil seiner Zeit zu widmen. J. J. Hottinger und H. Corrodi waren ganz seine Zöglinge, vornämlich der erste. Nachher richtete er auch auf Heinrich Bremi, Jakob Ochsner und Andere, die in der Folge unter Zürichs gelehrten Männern auftraten, seine Aufmerksamkeit. Sobald er bemerkte, daß ein Schüler sich dem classischen Studium mit Liebe hingabe, kam er ihm wohlwollend entgegen. Auf diesem Wege hatte auch ich das Glück, seine Zuneigung mir zu erwerben und in ihm einen ausgezeichneten Lehrer zu erhalten. Seine Methode verdient näher geschildert zu werden.

Ganz im Geiste jener großen Männer, die vor dreihundert Jahren ihre Zeitgenossen mit den ausgezeichneten Schriftstellern Griechenlands und des alten Italiens wieder bekannt machten, führte er seine Schüler

sogleich in medias res, mitten in die Schäze des Alterthums hinein. Als ich seinen Unterricht zu genießen anstieg, war ich im Griechischen noch so schwach, daß ich selten eine Zeile ohne Beihülfe zu verstehen fähig war. Zuerst wurden Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates durchgelesen; dann ging er zu Homer über, den er als den Einführer in die griechische Literatur betrachtete und durch und durch inne hatte. Nach einander wurden zuerst die Odyssea, dann die Ilias in ungefähr fünf Wintermonaten gelesen, wo oft nach einem anderthalb- und bisweilen zweistündigen Unterrichte eine halbe Stunde lang ein munteres, aber immer belehrendes Gespräch geführt wurde, nach welchem man auf eine Stunde oder noch länger zu dem alten Sänger zurückkehrte. Im Prosaischen folgten wieder Xenophon, dann Plato, Lucian, Aristoteles; aus den Dichtern der einfache Ascräer, dann Pindar, die Tragiker, Aristophanes u. a. m. Auf das Leiteinische richtete er nur eine Art von Oberaufsicht, ermahnte mich aber, ebenso zu verfahren, wie er es im Griechischen that. So z. B. sagte er: „Während dieser Ferienzeit leset ihr die Annalen, während einer folgenden die übrigen Bücher des Tacitus, dann einen Theil der rednerischen Werke Ciceros, den ganzen Liviuss u. s. f.“ Nur den tiefdenkenden Dichter, der, wenn nämlich die Ode nicht auf Leistungen eines andern sich bezieht, ein einziges Mal die Bescheidenheit zu vergessen schien, als ein inneres Gefühl ihn aussprechen hieß: „exegi monumentum aere perennius,“ behielt er für sich und las die meisten Satiren, Episteln, viele Oden und die kleine

Handbibel der Dichter erklärend mit mir durch. Er sah es gerne, wenn der Schüler sich vorbereitete, forderte dies aber nicht und vertrat vollständig die Stelle des Wörterbuches und der Scholia. Stundenlang wurde lebendig fortgelesen, schnell übersetzt und nur das Nothwendige erläutert. Von dem Langweiligen, Breiten und Spitzfindigen, von dem Anatomiren, Parallelisiren u. dgl., wodurch so viele philologische Pedanten das schöne Studium ihren Zuhörern zum Eckel machen, war wenig zu hören; wenn aber dergleichen geschah, so war es wohlberechnet und willkommen. Nur wenn das Erklärte in einer der nächsten Stunden vergessen schien, schlug er das früher Behandelte wieder auf und machte freundlich auf das, was man hätte wissen sollen, aufmerksam; aber so, daß sein Lächeln mehr wirkte als ein langer Sermon. Nichtsdestoweniger machte er seine Schüler immer auf das Einprägen der Grammatik und der wichtigern Sprachregeln aufmerksam. Für das eigene Lesen empfahl er zwar den Gebrauch des Wörterbuchs, doch so, daß man an schwierigen Stellen sich nicht allzulange aufhalte, sondern sie anzeichne, fortfahren in die Sprache und den Geist des Autors sich hineindenke und dann bei einem zweiten Lesen, das, was im ersten Male noch nicht klar geworden sei, ganz zu verstehen trachte. Daß er selbst in seinen Privatstudien nichts im Dunkeln gelassen habe, bewiesen mir die Bemerkungen, welche er noch im jugendlichen Alter über Herodot gemacht hatte und mir schenkte, als er mir anrieth, diesen Geschichtschreiber zu lesen. Ueber Privatarbeiten zu Rathe gezogen zu werden,

war ihm ein Vergnügen und wenn ich dies auch nach meinem Eintritt in den Staatsdienst bisweilen noch that, war ich willkommen. Während ich das Gymnasium besuchte, wachte in mir die Begierde auf, auch das Hebräische zu lernen; allein damals war in Zürich Niemand vorhanden, bei welchem Rath zu finden gewesen wäre. Der bestellte Professor wußte kaum die Anfangsgründe.

Jugendfreunde und Jugendbeschwichtigungen.

Auf das Heil und auf das Verderben der Jugend wirken die Genossen in hohem Grade. Ein Glück für mich war es, daß ich schon in der Kunstschule an meinem Mitschüler Salomon Wyß einen sittlich guten, geistreichen Bekannten, und zugleich einen treuen Freund fand. Wir waren innig vertraut, übten uns in vielen Fächern gemeinschaftlich, lernten mit einander italienisch und englisch, wurden Reise- und Universitätsgenossen und blieben auch nachher teilnehmende Freunde, obgleich wir verschiedene Laufbahnen einschlugen und er später an die Spitze eines großen Wechselhauses trat, bis an seinen am 10. November 1827 erfolgten Tod, der eine achtungswerte Familie und zahlreiche Freunde mit tiefer Trauer erfüllte. David Heß war in die holländische Garde getreten, doch sahen wir uns von Zeit zu Zeit wieder.

Nicht weniger glücklich war ich, unter meinen Altersgenossen noch mehrere andere, durch Fähigkeiten, Fleiß und

Sittlichkeit sich auszeichnende Jünglinge anzutreffen, die mir theils als Vorbild dienten, theils mit mir in denjenigen Fächern sich übten, die Freund Wyß nicht cultivirte, namentlich in den alten Sprachen. Der Besuch von Wein- und Kaffeehäusern, Billard u. dgl. waren unter uns gleichsam verpönt. Bei schönem Wetter wurde während einiger Abendstunden spaziert, im Sommer gebadet oder auch ein naher Berg oder Hügel bestiegen. Man muß nicht glauben, daß die Leibesübungen damals unbekannt gewesen seien. Das Turnen in seiner gegenwärtigen systematischen Form war zwar noch unbekannt; aber aus einer geläuterten Rousseauschen Schule ging eine Neigung zu körperlichen Uebungen hervor, die den Vortheilen des Turnens nicht nachstanden. Schwimmen, Fußreisen, Springen über Gräben, sich mit aufgelegter Hand über Einfäenzungen wegschwingen (eine oft sehr nützliche Fertigkeit), Klettern, Wettkäufen, Fangspiele, in denen sich die Behendigkeit übt, waren damals als Dinge angesehen, die ein tüchtiger Jüngling nicht vernachlässigen sollte. Im Winter versammelte man sich und unterhielt sich mit Gesprächen und Singen. Großes Vergnügen machte eine Tanzgesellschaft, die, einzelne außerordentliche Festlichkeiten ausgenommen, nicht in die tiefe Nacht hineindauerte, sondern um halb fünf bis fünf Uhr begann und mit 9 Uhr sich endigte, ohne die häusliche Ordnung zu stören. So erhielten sich die Gemüther heiter und froh.

Neigung zu höherer Bildung und Ansicht über fremden Kriegsdienst.

Meine Bestimmung zum Dienste des Staates und das Bedürfniß höherer Bildung wurden von mir als etwas betrachtet, das zu meinem Wesen gehöre. Hiezu kam noch, daß die zwei Herrschaften Weiningen und Detweil, welche meine Familie besaß, die Erwerbung von Kenntnissen in der einheimischen Verwaltungs- und Rechtspraxis ebenfalls geboten, weil man in der Schweiz von Gerichtshaltern nichts wußte, sondern der Herrschaftsherr, wie im Alterthume, und wie jetzt noch bei vielen außereuropäischen Völkern der Häuptling, der geborene Richter seiner Untergenossen war. Mein Vater billigte zwar mein ganzes wissenschaftliches Treiben, weil er der classischen Literatur keineswegs fremd, auch mit der ältern und neuern Weltgeschichte vertraut war; dennoch neigte er sich zu einer Ansicht hin, die in Zürich, vornämlich aber in den Aristokratien von Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, auch in den kleinen Cantonen u. s. f. zahlreiche Freunde hatte. Man glaubte eine Anzahl von Jahren in einem der capitulirten Schweizer-regimenter zugebracht, sei eine Laufbahn, die einem jungen Mann den Eintritt in die Welt und selbst in die Geschäfte vorzubereiten sich eigne. Einzelne Männer, die aus dieser Laufbahn zurückgekehrt, ihrem Vaterland in untern und selbst in obern Stellen gute Dienste geleistet hatten, sollten dieses Erziehungssystem allgemein rechtfertigen, un-

geachtet die meisten Erfahrungen von ganz entgegengesetzter Art waren. In einigen Cantonen (doch nicht in Zürich) war es Regierungssystem geworden, Männer, die zehn bis zwanzig, und mehr Jahre in Kriegsdiensten zugebracht hatten, nach ihrem Eintritt in den Staatsdienst vorzugsweise zu begünstigen. Freiburg und Solothurn kannten wenig anderes, und selbst in Bern war man nachsichtig gegen den Landvogt, der seine Jugend in den Sphären des französischen, holländischen, sardinischen Uniformlebens zugebracht hatte, indeß die sogeheilten Göttinger genau beobachtet wurden. Auch meinem Vater gefiel diese militärische Laufbahn. Der zwar damals bereits verstorbene französische General Lochmann, sein Anverwandter, hatte zu dieser Stimmung beigetragen. Er brachte seine letzten Lebensjahre meistens in Zürich zu, und bildete als reicher Mann aus den Officieren seines Regiments während ihrer Semester- oder Urlaubszeit eine kleine Hofhaltung um sich her, forderte nachdrücklich von ihnen einen guten Ton und äußern Anstand, was vielen Beifall erhielt und noch andere Männer in seine Kreise führte. Auch zu der Zeit, wo ich mich dem Jünglingsalter näherte, befanden sich unter den Bekannten meines Vaters mehrere, die in auswärtigen Kriegsdiensten gestanden waren oder noch standen und diese Laufbahn anpriesen. Es mag der Ansicht nicht unwerth sein, daß während der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bis auf die Revolution, von etwas mehr als zweitausend Bürgern der Stadt Zürich zwischen hundert und dreißig und hundert und vierzig Mann in französischen

oder holländischen Diensten als Officiere standen, während daß noch einige andere in nicht capitulirten auswärtigen Kriegsdiensten ihre Anstellung fanden. In mehrern Cantonen sah man die capitulirten Regimenter als einen der Hauptzwecke der Staatsverwaltung an; man unterstützte sie, wo sie es bedurften, obgleich man wußte, daß die im Auslande stehenden Officiere nur zu gerne über die heimathlichen Behörden spotteten, und sich oft über ihre Befehle hinwegsetzten, wenn der Fürst, dem man diente, Leistungen forderte, die den Capitulationen entgegen waren, z. B. als Ludwig XIV. die Schweizer nach Holland, Ludwig XV. sie nach Deutschland führte. In Zürich war ein bedeutender Theil der Bürger dieser Laufbahn abgeneigt. Weit günstiger war die sogenannte obere Classe für dieselbe gestimmt. So kam es nun, daß mein Vater lange die Absicht hegte, auch mich auf eine Reihe von Jahren in das französische Regiment eintreten zu lassen, für welches der Canton Zürich 1752 capitulirt hatte. Der Dienst selbst hatte einen Reiz für mich, aber die vielen Blicke, die ich schon als Knabe in das Leben und Treiben und auf die Geschäftslosigkeit der Meisten, die diesem Stande sich widmeten, zu werfen fähig war, brachten mir eine Abneigung gegen die militairische Laufbahn bei. Ob ich lieber ein Student werden wolle als ein Mann, den Uniform und Degen zieren, wurde ich von verschiedenen Seiten und von Leuten, die mir nahe standen, gefragt, als ich in das Gymnasium eintrat; aber diese Ausschmückungen lockten mich nur vorübergehend und mein Vater war zu gutmüthig,

um meine Wünsche und Neigungen zu durchkreuzen. Mein Steinbrüchel, obgleich nicht des Vaters Gegenstreiter, unterstützte mich, als nach meinem Eintritt in das Gymnasium der Kriegsdienst noch einmal angeregt wurde, und so verschafften er und seine Griechen mir einen vollkommenen Sieg über die Waffen Frankreichs.

Schweizerreise.

Während dieser ganzen Jugendzeit war ich, einige kleine Ausflüge ausgenommen, nie weit von Hause gekommen. Von jährlichen Reisen ganz junger Leute wußte man damals nichts, wohl aber war es seit geraumer Zeit Sitte geworden, daß ein zürcherischer Jüngling ein oder zwei Jahre, ehe er ins Ausland ging, eine Bergreise mache, die man die Schweizerreise nannte. Escher von der Linth erzählte mir wenige Jahre vor seinem Tode, als er im Sommer nach seiner ersten Schweizerreise wieder von einer solchen zu sprechen angefangen habe, sei sein Vater betroffen gewesen und habe ihm geantwortet: „Du hast ja deine Schweizerreise schon gemacht.“ Die meinige geschah im Sommer 1787 in Begleitung von drei Jugendgenossen, aus denen einer jetzt gestorben ist, ein anderer als Pflanzer in Ostindien lebt. Mir wurde von ihnen die Abfassung des Reiseplanes anvertraut. Damals noch auf die schweizerische Karte und einige sehr unvollkommene Hülfss-

mittel beschränkt, suchte ich Bergpässe, die sich als schwierig darstellten, und zu diesen wurden diejenigen von Altorf über die Surenen nach Engelberg und von da über Engstlen nach Oberhasli gezählt. Die Wahl des ersten belohnte sich dadurch, daß, als wir kaum das Schneefeld an der Ostseite der Surenen überstiegen und den zu Tage ausgehenden Fels betreten hatten, in welchen einst ein junger Ochs im Kampfe mit dem bösen Feind einen Hinterfuß eingedrückt haben soll, wir durch ein dem Donner ähnliches Getöse aufmerksam gemacht wurden. Es war eine Lawine, die, weit größer und stärker als keine, die ich auf späteren Bergreisen zu sehen bekam, von der Höhe des Titlis in majestatischem Sturze bis in die Tiefe herabfiel, und mehrere Minuten hindurch ihre mannigfachen Wirkungen beobachtet ließ. Auf dieser Reise waren die vier Berggänger nach damaliger Gewohnheit jeder mit einem langen Hirschfänger umgürtet. Wir trafen auch andere Bewaffnete an, unter diesen einen Walliser, der nach Einsiedeln wallfahrtete und einen gewaltigen Reitersäbel mit sich trug. Eine solche Gewohnheit konnte in jener Zeit um so viel weniger befremden, weil alle Männer von einem Ansehen noch den Degen an der Seite trugen und ihn nicht ablegten, wenn sie in einige Entfernung aus den Städten auf das Land spazierten.

Bürgerliche und militärische Verhältnisse.

Eine kurze Darstellung der damals auf eine seltsame Weise sich durchkreuzenden staatsrechtlichen Verhältnisse und der stadtburgerlichen Stellung scheint jetzt noch einiger Aufmerksamkeit werth zu sein. Ich hatte durch meine Verwandtschaften und als Sohn eines Rathssherren Aussicht auf Anstellung und Beförderung; allein die Junker waren durch die Verfassung auf zwölf Stellen im großen und drei oder vier im kleinen Rathe beschränkt, wozu noch eine sehr entfernte Aussicht auf eine fünfte kam. Von langem her unterlagen sie einer gewissen Eifersucht des größern Theiles der Bürgerschaft, an welcher sie aber bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts selbst Schuld trugen. Nicht nur wohnten sie in den sogeheißenen obern und untern Zäunen und in den an dieselben grenzenden Straßen größtentheils beisammen, sondern sie beschränkten ihren Umgang meistens auf ihren Kreis, heiratheten in der Regel unter sich und ihre Frauen trugen eine besondere Kirchenkleidung. Es sind Spuren vorhanden, daß tüchtige Männer, die unter den Junkern gefunden wurden, nicht zu höhern Stellen emporsteigen konnten, während daß ein Conrad Grebel, dessen Ahnherr von der Constafel auf die Meisenzunft hingegangen war, 1669 zum Bürgermeister gewählt wurde. Der ausgezeichnete Blaarer mußte 1742 dem schwachen Fries in der Bürgermeisterwahl nachstehen. Solche Stimmen mildern sich in Republiken lange nicht. Mehrere

Male sagten während meiner Schülerjahre andere Knaben zu mir: „Du sollst wissen, daß kein Junker zum Bürgermeister erwählt werden wird.“

Mit Recht wurden Anmaßungen von Personen aus der sogeheissenen Herrenclasse von selbstständigen ältern und jüngern Gliedern der sogenannten Bürgerclasse derb zurückgewiesen. Der Ausdruck „Ein Herr und Bürger“ (man sprach aus Burger) und „ich bin ein Herr und Burger“ war ein Machtwort, das man in Collisionsfällen gegen sich höher Glaubende und ebenso gegen Landleute und Ausländer brauchen hörte. Der geringste zürcherische Bürger hatte als regierungsfähig das tiefe Gefühl, mehr zu sein, als irgend ein Landmann oder ein Bürger von Winterthur und Stein, ungefähr wie der geringste polnische Edelmann mit Stolz auf einen Kaufmann oder angesehenen Bürger von Warschau und Krakau hinabsah. Der Bäcker, von dem meine Eltern das Brod kaufsten, Irminger, war ein talentvoller, der Geschäfte kundiger Mann, zur Zeit meines Eintretens in die bürgerlichen Verhältnisse ein sehr angesehener Zunftmeister (Mitglied des Rathes) und man näherte sich ihm in ehrerbietiger Haltung. So verhielt es sich noch mit mehreren andern, und eine große Zahl von Handwerkern war berechtigt, als Glieder des großen Rathes, Ehrerbietung zu fordern. Die höchst aristokratische Wahl der Glieder des großen Rathes, die von den Rathsgliedern und Großenräthen jeder Zunft gewählt wurden, hätten ein vollständiges Patriciat herbeiführen müssen, wenn nicht die Zunftmeister, die beiden ersten Vorsteher, von der ganzen

Zunft gewählt und dadurch von den Bürgern abhängig gewesen wären. Am meisten behaupteten die Fleischer das Zunftsystem, und bis 1798 waren der eine Zunftmeister und sechs aus den Zwölfen ausschließlich Fleischer. Ihnen näherte sich die Bäcker- und Müllerzunft, indem bei den Schuhmachern und bei den Schneidern nur noch Ein Handwerker im großen Rathé saß u. dgl. m. Am fühlbarsten war eine Art von Patriciat in gewissen gesellschaftlichen Kreisen und bei den Frauenzimmern. Unsichtbare Mächte entschieden hier über Hoffähigkeit und Hofunfähigkeit. Keiner, der nicht zu der guten Gesellschaft gehörte, erhielt den Zutritt und noch weniger ein Frauenzimmer aus dieser Classe. Es war ein wichtiger Fortschritt, als man am Ende der Achtzigerjahre der Familie das Concert-circular zugehen ließ, und zwanzig Jahre später stand sie in der ersten Linie. Noch lange behauptete das Frauenzimmer seine Prerogative. Am meisten bewahrte die sogenannte Bürgerclasse ihr Recht in Militairverhältnissen. In dem Quartier (Regiment), in welchem ich Dienste leistete, waren drei Gerber, ein Buchbinder, ein Küfer (Böttcher) Hauptleute und in der Compagnie, wo ich zuerst eintrat, war mein Hauptmann ein Landmann, Wirth und Weibel (erster Gerichtsdienner der Landvogtei), dabei aber ein fluger Mann, der den Dienst sehr gut verstand.

Herrschaft Weiningen.

Seltsam contrastirte meine Stellung in Zürich mit derjenigen in der Herrschaft. So oft ich diese betrat oder Gerichtsangehörige in die Wohnung meines Vaters nach Zürich kamen, wurde ich als eine angesehene Person betrachtet und behandelt. Dies ging so weit, daß, als ich kurz vorher, ehe ich auf Reisen ging, einst zu Weiningen die damals noch übliche altschweizerische Bauernkleidung anzog, einer jener ländlichen Mentoren, von denen ich oben gesprochen habe, mir ernsthaft zuredete, ich hätte dies nicht thun sollen und ich möchte wenigstens nicht außer das Haus gehen.

Die Verhältnisse der beiden Familienherrschaften bilden ein so merkwürdiges Bruchstück aus dem vormaligen schweizerischen Feudalwesen, daß sie hier eine Erwähnung verdienen. Die Herrschaft Weiningen war 1435 durch Kauf an die Familie Meyer von Knonau gekommen. Sie bestand aus dem Pfarrdorfe Weiningen und den Nebenortschaften Ober- und Unterengstringen, Geroldschweil und dem Rütihof. Sie war früher Eigenthum der Freiherren von Regensberg. Als Freiherr Leutold 1130 das bei Niederengstringen, nahe an der Limmat liegende Frauenkloster Fahr stiftete und mit seinem Gut Bare ausstattete, behielt er sich und seinen Nachfolgern die Advocatie oder Schutzherrlichkeit vor und nahm diese von dem Abt zu Einsiedeln, der durch die Stiftung zu Aufstellung des Frauen-

Klosters verpflichtet war, so zu Lehen, daß dasselbe zunächst ein Mannslehen sei; nach Erlösung der männlichen Linie aber auch auf die weibliche hinübergehe. Das älteste Statut (die Öffnung) der Herrschaft räumte den Vogtherren das Recht ein, zu richten über Alles „was in den „Zilen der Vogth beschicht und gefreffelt wird, on allein, das „den Lüthen den Lyb und das Leben angat, über Ehr und „Eid und umb Ueberhörige (Ungehorsame dicto non audi-“entes) des Gotteshauses.“ Durch spätere Verträge gestaltete sich dies nun so, daß die Strafgerichtsbarkeit, die ganze Polizei, Gebote und Verbote, die Annahme neuer Angehörigen, die Oberaufsicht über die Gemeindsangelegenheiten, Alles was auf Ehre und Eid sich bezog, die Be- siegelung der Schuldverschreibungen, die Beurtheilung der Concurse, die Aufsicht über das Notariatswesen, der Abzug (Retract), das Jagdrecht dem Vogtherrn zustand, dem Kloster hingegen die Gerichtsbarkeit über Erb und Eigen, Weg und Steg, d. i. über privatrechtliche Streitigkeiten. Ein Gericht, das aus einem Ammann und zwölf Richtern bestand, die alle Herrschaftsgenossen waren, beurtheilte diese Civilstreitigkeiten mit Vorbehalt der Appellation an den Appellationsrath zu Einsiedeln und nicht weiter. Strafsfälle, die als Hauptverbrechen angesehen werden mußten, hatte der Vogtherr nach vorhergeganger Präcognition an das Landvogteiamt Baden zu überliefern. Dies beruhte auf dem nachfolgenden Artikel der Öffnung: „Wann ein „schädlich Man begriffen wurde inn der Vogthe, so soll den-“selben Man, wie er gefangen ist, ein Vogt, und die Söhnen

„antworten gen Baden, ze dem langen Birrboum. Nimpt
„man dan dem Vogt, oder den Synen den gefangnen nit
„ab, so soll man dan den Gefangnen füren ze wagenden
„stüden (zu dem Hochgericht oder Galgen) gen Tredingen
„vff Wydhub und soll mann denn den Gefangnen da hin-
„den, vest oder gemach, weders ein Vogt will, und soll
„mann denn fürbas von der Gefangnen wegen mit nieman
„nützit zu schaffen haben.“

Die Herrschaftsgenossen huldigten Niemand als dem Fürstabt zu Einsiedeln und dem Vogtherren, jedem absönderlich; doch nahm dieser auch für den Abt, wenn ihm gehuldigt werden musste, den Huldigungseid auf. Militairdienstpflchtig waren die Herrschaftsgenossen dem Stande Zürich. Das Reislaufen (Eintreten in auswärtige, nicht erlaubte Kriegsdienste) hatte der Vogtherr zu bestrafen. Der Rütihof huldigte dem Fürsten nicht und stand ausschließlich unter dem Vogt- und Gerichtsherrn. Das weiningische Amtsrecht fand auf ihn keine Anwendung. Die Herrschaft Detweil war ursprünglich ein Reichslehen und wurde 1432 von meiner Familie erkaufst. Sie bestand aus den zwei Dörfern Ober- und Unterötweil. Die Einwohner des erstern huldigten nur dem Gerichtsherren und wurden, wie der Rütihof, nach zürcherischen Rechten beurtheilt. Auch sie waren Zürich dienstpflchtig. Die Unterötweiler huldigten auch dem Landvogt zu Baden und nach langen Controversen musste in den Achtzigerjahren die Appellation nach Baden zugegeben werden; auch wurde von jener Zeit an das Baderrecht (die badischen Statuten) auf diesen Ort angewandt.

So bestanden in einem Bezirke, der gegenwärtig ungefähr zweitausend Menschen zählt, vielerlei Rechtsverhältnisse; man muß indeß nicht glauben, daß die Einwohner sich benachtheiligt fanden. Sie waren es keineswegs; denn die vielen Beschränkungen der Angehörigen des Cantons Zürich dehnten auf sie sich nicht aus. Die Herrschaftsgenossen von Weiningen und Detweil konnten jeden Beruf und jedes Handwerk betreiben. Man sah da Bleicher, Kupferschmiede, Gerber, Sattler u. s. f.

Mit der herrschaftlichen Stellung waren manche Unannehmlichkeiten verbunden. Gegen die Untergebenen war sie angenehm und ehrenvoll; auch im Frauenkloster Fahr war man geehrt und als Schutzherr berechtigt, Zellen und Chor zu besuchen; aber schon lange war das herrschaftliche Verhältniß, wie in den meisten Ländern, der Staatsgewalt anstößig. Der Zeitgeist kam hinzu und die Regierungen, die noch an keine Erschütterung ihrer eigenen Gewalt dachten, beschränkten gerne die der Gerichtsherren. An den zürcherischen Behörden, vornämlich aber an dem Landvogte zu Baden, hatte man aufmerksame Beobachter. Mein Vater, dessen Vater und Oheime erfuhren einige Mal, daß der leichteste Mißgriff zu Einbußen und Beschränkungen von herrschaftlichen Rechten führe. Dies machte meinen Vater so mißmutig, daß, während er seine Amtsgeschäfte als zürcherischer Staatsmann beibehielt, er mir, bald nachdem ich von Reisen nach Hause gekommen war, die Verwaltung der Herrschaften beinahe ganz übertrug. Die Collisionen in schweren Straffällen, die Behauptung der Inappellabilität

in Civilsachen und einer unabhängigen Polizei waren so schwierig, daß die kleine Administration mit großen Regierungssorgen verbunden war; denn jede benachbarte Beamtung war auf die Beschneidung der herrschaftlichen Rechte lustern und meistens der Unterstüzung der Hoheit sicher. Im Canton Zürich zogen einige Herrschaftsherren, die ihren Gerichtsstab höher zu tragen versuchten, gerade zu jener Zeit den Fürzern. Für Weiningen und Detweil war Baden der drohendste Punkt und jeder Brief, der das Landvögtliche Siegel trug, machte auf uns ungefähr den Eindruck, den eine Depesche mit dem Siegel Napoleons auf die Fürsten des Rheinbundes mag gemacht haben. Man mußte gegen viele Leute Rücksichten beobachten, sah einem langsam politischen Hinterher entgegen, durch welches man am Ende der erhebenden Kraft, Gutes für die Untergebenen zu bewirken, beraubt, nur noch Inhaber leerer Ehrenberechtigungen und Bezieher von Einkünften gewesen wäre, und so kam es, daß ich nach der Staatsumwälzung, ungeachtet des empfindlichen ökonomischen Verlustes, mich oft erst jetzt als freier Mann fühlte, der nun ruhig schlafen könne, nicht mehr ein Dutzend Außenwerke zu vertheidigen habe, auch nicht täglich befürchten müsse, ein Angehöriger werde von da oder dorther ermuntert, irgend eine Rechtsfrage an die zürcherische oder badensche Landeshoheit zu bringen.

Schlussbemerkung des Herausgebers.

Die vorstehenden Blätter wurden von dem Verfasser in den Dreißigerjahren geschrieben, hauptsächlich nachdem er sich aus dem Staatsdienst in das Privatleben zurückgezogen hatte, und zwar blieb die ruhige Erzählung nicht nur bei der Jugend stehen, sondern der durch den reinsten Republikanismus sich auszeichnende Staatsmann führte die Schilderung seiner Erlebnisse bis zum Spätabend seines Wirkens fort. Staatsrath Meyer von Knonau starb den 21. September 1841. Wir fügen noch bei, daß er in seinen literarischen Arbeiten außerordentlich gehemmt ward, weil er, des Augenlichtes fast ganz verlustig geworden, vom 43. Jahre an sich fremder Feder bedienen mußte, mithin auch diese Schrift nur dictiren konnte. Dies schreibend erinnern wir uns, daß der unvergleichliche Niebuhr, welcher die geistreiche Schweizergeschichte Meyers völlig zu würdigen wußte, als er vernahm, es sei ein dictando geschriebenes Werk, voll Erstaunen zu uns sagte: „Solches wäre mir nicht möglich.“
